Gotthart A. Eichhorn

Reise in mein frühes Ich

Eine autobiografische Erzählung

LESEPROBE

© 2012 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA VERLAG

Prolog

Ach, Anna Carina, du, aus unserer Liebe erwachsene Tochter und mir seit deinem ersten Tag unverrückbar in mein Vaterherz gepflanzt, da drängt mich das Fragen: war es wirklich so, wie du mich sahst in der rückwärtigen Perspektive meiner frühen Jahre, als „den nachgeborenen und einzigen Sohn, aufgewachsen in einer besonderen Zeit der Geborgenheit und des Behütetseins, sicher verwöhnt als spätes Einzelkind, nachdem die vier älteren Schwestern längst das Elternhaus verlassen hatten“? Ich denke, dass es nicht so war, wie Du dir das vorstelltest im Spiegel deiner eigenen Kindheit. Vielleicht macht es dich betroffen, aber es wird wichtig sein für dich, die Einflüsse zu kennen, die mich zu dem gemacht haben, den du als deinen Vater schon so lange kennst.

Plötzlich fällt mir auf, dass ich mit dir noch nie umfassend über diese problematischen und kurvenreichen Strecken meiner Kindheit und Jugend gesprochen habe, obwohl das doch die wesentliche Zeit war, die mich, deinen Vater entscheidend geprägt hat. Vielleicht wäre es jetzt einen Versuch wert, mich auf dem Zeitstrahl des eigenen Lebens fünfzig Jahre zurück zu beamen in eine Zeit der Wiederkehr dieser Ereignisse, von denen wir jetzt reden wollen. Meine Vergangenheit mit den Augen unserer Gegenwart sehen zu können und mit dem Wissen von heute das längst Vergessene zu rekonstruieren, um alte Geschichten neu auf sich wirken zu lassen und dann noch einmal zu fragen: war es wirklich so? Meine Wahrnehmung dieser „Wirklichkeit“ stellt sich in meiner Rückschau ganz anders und für dich als meine erwachsene Tochter vielleicht unvorstellbar anders dar: denn für mich waren diese Nachkriegsjahre über lange Zeit ein zutiefst bedrückender, später rebellischer, freiheitsdurstiger und immer aufregender Aufbruch voller Widerstände aus der moralischen Enge des Adenauerschen Wirtschaftswunderlands der spießigen Fünfziger, und das unter der Ägide eines überzeugt-protestantisch, liberal-konservativen Elternhauses, das sich sicher zum Bildungsbürgertum zählte und diese Werte familiär auch tradierte.

Leider kennst du nur bruchstückhaft erzählte Überlieferungen der Familien-Ereignisse aus dem Elternhaus meiner Kindheit, manches dieser aufregenden Zeit mag sich in wiederbelebten oder bewahrten Ritualen unserer kleinen „Achtundsechziger-Familie“ erhalten haben. Meinen Vater hast du nie kennengerlernt, er starb wenige Wochen vor deiner Geburt. Meine Mutter hat den Tod ihres geliebten Mannes lange Zeit kaum überwinden können. Aber die vielen und langen Jahre ihres Alleinseins konnte sie nutzen, um ihre konsequente Strenge, mit der meine vier Schwestern und nachfolgend ich von ihr erzogen wurden, in eine sanfte und überaus tolerante, allzeit liberale Haltung zu verändern, die Verständnis und Hilfe aufbrachte für alle Probleme der eigenen Kinder und der fast erwachsenen Enkelkinder. Du hast meine Mutter nur so kennen gelernt und deine Großmutter sehr bald und zärtlich „Nona“ genannt, ein Name, der von all deinen Vettern und Cousinen übernommen wurde. Keiner deiner Generation konnte sich jemals vorstellen, dass ich als junger, oft auch widerborstiger Knabe von eurer Nona, meiner Mutter gezüchtigt wurde, mit dem evangelischen Gesangbuch in der einen und dem drahtigen Teppich-Klopfer in der anderen Hand.

Wenn wir Jahre nach meines Vaters Tod auf diese Ereignisse zu sprechen kamen, hat meine Mutter immer wieder zutiefst gelitten unter der eigenen Vorstellung dieser ihrer

Züchtigungsrituale. Sie bat mich später dafür um Verzeihung, aber nie war ich ihr in meinem Leben darum gram, auch nicht als Kind. Ich nahm die Schläge damals hin als „gerechte“ Strafe, auch wenn ich oft nicht einsehen wollte, irgendwo gefehlt zu haben. Erst später erkannte ich Strukturen einer schwarzen Pädagogik als eine völlig überflüssige autoritäre Erziehung, denen ich mich für die damalige Zeit erstaunlich früh und instinktiv zu entziehen versuchte und damit nicht nur im eigenen Elternhaus, viel mehr noch in der Schule neue Widerstände und Repressalien provozierte, die mir den geraden Weg einer unbeschwerten Kindheit und Jugend verbauten.
Intuitiv war ich sehr früh auf der Suche nach neuen und in meinem Elternhaus nicht vorgelebten Wegen und stieß dabei immer wieder auf heftigste Widerstände in meinem familiären und schulischen Umfeld. Insbesondere litt darunter meine gymnasiale Karriere und ich empfand die Werterealität dieser „Fünfziger-Jahre-Welt“ anders, als es mir meine Eltern in ihrer protestantischen Geradlinigkeit und insbesondere meine Lehrer zu vermitteln versuchten. Ich hatte das deutliche Bedürfnis, einfach anders zu sein, ohne dass dazu bei mir bereits ein geordnetes politisch-gesellschaftliches Bewusstsein vorgelegen hätte, welches dieses widerständliche Verhalten hätte rechtfertigen können. Es war mehr bestimmt von meinen indifferenten und manchmal widersprüchlichen Vorstellungen einer anderen Lebenswelt, die von meiner protestantischen Erziehung, den elterlichen Ansprüchen auf humanistische Bildung und den erheblichen Einflüssen neureicher Klassenkameraden genährt wurden. Ich litt viele wesentliche Entwicklungsjahre unter den für mich bedrückenden finanziellen Einschränkungen unserer Familie, die ich als Jugendlicher weder übersehen konnte, noch einsehen wollte. So beneidete ich, eher unkritisch aus meiner Perspektive unseres bescheidenen Beamtenhaushalts die Möglichkeiten meiner meist sehr wohlhabenden Klassenkameraden.

Ich öffnete mich einer frühpubertären und Jahre andauernden, manchmal auch belastenden Liebesbeziehung, die mehr war als nur eine Jugendliebe und die mir über Jahre viel wichtiger erschien als lästiges Latein und sture Mathematik. Mit dem plötzlichen Ende dieser sehr frühen Liebeserfahrung begann für mich eine Zeit wesentlicher innerer Veränderungen, als ich versuchte, aufbauend auf meinen jetzt von mir entdeckten Begabungen, sehr selbstkritisch, aber bepackt mit einer erstaunlichen und gesunden Portion an Selbstbewusstsein, das nachzuholen, was ich in vielen Gymnasial-Jahren nicht erreichen konnte: Anerkennung und Erfolg. Dies offenbarte sich sehr bald mit dem Beginn meiner fotografischen Ausbildung. So entdeckte ich, dass für meine Biographie ich selbst und allein verantwortlich war. In meinen Bildideen und ihren fotografischen Umsetzungen war mein Anspruch, das Suchen nach Klarheit und Schönheit, ein vorrangiges Ziel, dabei blieben Frauen übrigens immer mein schönstes Problem. *„Die Schönheit war für mich wie eine imperiale Macht, die auch für mich gefährlich sein konnte, sie machte unberechenbar und war durchaus in der Lage, zu amoralischen Handlungen zu verführen“*. In dem so ästhetisch glitzernden Bilderberg, der mich alsbald verschlang, war ich häufig auch auf der Suche nach erotischen Abenteuern, die mir gleichzeitig das Gefühl von Kraft gaben.

Meine frühesten Kindheitserinnerungen stammen aus der Görlitzer Zeit, wo ich als jüngster und eben einziger Sohn mitten in einem fürchterlichen Krieg in ein fröhliches Fünf-Frauenhaus geboren wurde. Blasse Erinnerungen an die ersten Jahre meines Lebens bestehen nur noch aus Episoden und einzelnen Bildern im Sommer des letzten Kriegsjahres, als wir noch einmal Familien-Ferien an der Ostsee machten. An meinen Vater aus dieser Zeit kann ich mich kaum erinnern, er war als Soldat nur noch selten zuhause. In diesen schrecklichen Kriegsjahren hatte notgedrungen unsere Mutter die Rolle des Fami-

lien-Oberhauptes übernommen, die Flucht mit fünf Kindern durch ein vom Krieg verwüstetes Land zu organisieren, wobei auch meine vier älteren Schwestern wesentliche und verantwortungsvolle Aufgaben zu erledigen hatten. Heute kann ich den Mut zu dieser gefahrvollen und völlig unkalkulierbaren Flucht mit fünf Kindern nach Idstein, und das damit verbundene Organisationstalent meiner Mutter nur bewundern. Es zeigte schon damals ihre Stärke, die sie bis ins hohe Alter nicht verloren hat. Ich hatte später, in den mich prägenden Hagener Jahren das Gefühl, dass unsere Mutter die Fäden des entscheidenden Familienmanagements nicht mehr aus der Hand gegeben hat. Ob mein Vater als Mann unter dieser vorherrschenden Frauen-Kraft gelitten hat, vermag ich nicht zu sagen. An einen Streit meiner Eltern kann ich mich jedenfalls nicht erinnern, sie waren eher auf eine rührende Art zärtlich zueinander. Mein Vater war unserer Mutter wohl allzeit ein verlässlicher Partner, ihr und allen Frauen gegenüber ein wahrer Gentleman mit baltisch-ritterlicher Höflichkeit, die ich als Jugendlicher für ziemlich altmodisch hielt.

In mindestens meiner Erziehung war unsere Mutter absolut tonangebend, sie allein war die „Bestimmende“ und auch die „Strafende“. Ob sich meine Eltern jemals in Grundsätzen darüber abstimmten, entzieht sich heute meiner Kenntnis. Ich empfand meine Mutter schon in frühen Jahren als eine „starke Mutter“, die ich einerseits dafür bewunderte und respektierte, denn sie war es auch, die mir immer wieder aus schulischen Nöten und pubertären Engpässen half. Andererseits hatte ich auch sehr viel Angst vor ihren häufig drakonischen Strafen und litt als Schulanfänger darunter, dass meine Freunde meine Mutter eher für meine Großmutter hielten und wünschte mir dann eine jüngere und vor allem deutlich schickere Mutter. Was ich mir damals als mütterliches Schönheitsideal vorstellte, weiß ich heute nicht mehr genau zu beschreiben, wohl aber orientierte ich mich in meinem Wunschdenken gern an dem spießigen und ondulierten Outfit von Müttern meiner Klassen- und Spielkameraden aus dem angrenzenden Fleyerviertel, Mütter, die auch das väterliche Auto fuhren, die Tennis spielen gingen und die ihre Mäntel und Pullover schon damals in Boutiquen und nicht im Kaufhaus aussuchten.

Mein Vater hatte nichts Patriarchalisches, das mich hätte wirklich beschützen können. Ich vermisste ihn, als ich ihn am meisten gebraucht hätte. Er war sehr fest verwurzelt mit der Welt seines Herkommens, verwurzelt auch in der Überzeugung seines christlichen Glaubens. Ich dagegen verhielt mich in dem Ordnungssystem meines Elternhauses wenig opportun und war mehr fasziniert von der Schubkraft meiner Selbstfindung, die mich früh mit eigenen Erfahrungen ausstattete. Diese Erfahrungen verunsicherten meinen Vater in seiner konservativen Haltung. Über lange Zeit meiner Pubertät hatten mein Vater und ich ein deutlich gestörtes Verhältnis und dieser Zustand war, aus sehr unterschiedlichen Gründen, für uns beide sicherlich schwer zu ertragen. Mein Reifeprozess ging andere und unvorhersehbare Wege, als mein Vater sich das für seinen einzigen Sohn sicher vorgestellt hatte. Wir lebten in diesen für mich wichtigen Jahren in sehr widersprüchlichen Kraftfeldern, die sich wie zwei gleiche Magnetpole abstießen. Lange Zeit litt ich unter diesem Vaterprinzip des „nicht für mich Daseins“, für mein wichtiges Gefühl des familiär umsorgt Seins bürgte fast immer meine Mutter allein. Gelegentlich konnten meine Schwestern und später die Schwäger diese väterliche Lücke füllen, die er trotz seiner häuslichen Präsenz bei mir hinterließ. Mit Sicherheit war es niemals seine Absicht, was ich da spürte, bei ihm vermisste. Vielleicht machte er sich mehr Sorgen um mein Fortkommen als ich mir damals vorstellen wollte, aber immer, wenn es um meine oft berechtigten Interessen in den häufig auftauchenden Gefahrensituationen ging, immer wieder war es meine Mutter, die mir da ganz allein zur Seite stand.

Die Lebensleistung meines Vaters und seinen deutlichen humanistischen und religiösen Einfluss auf meinen Entwicklungsprozess begann ich erst sehr spät, fast zu spät zu erkennen und zu achten. Es war für diese allmähliche gegenseitige Restauration unserer Gefühle nicht notwendig, dass wir unsere bis dahin gewonnenen unterschiedlichen Standpunkte aufgeben mussten. Wir akzeptierten uns als Vater und Sohn, jeder den anderen in seiner Art und das war die liebende Befriedung langer, gegenseitiger Enttäuschungen und Entbehrungen, mit der ich im Alter von dreiundzwanzig Jahren mein Elternhaus verlassen konnte. Ich stand endlich auf eigenen Füßen, und das war auch ein Verdienst meiner Eltern.

So suche ich jetzt und hier nach den verschiedenen Anfängen und Aufbrüchen in meinem frühen Leben und dabei handelt es sich auch um den längst fälligen Versuch einer Selbstaufklärung, ohne die mir heute eine weitergehende Welterkenntnis nicht möglich erscheint. Nur wer einigermaßen weiß, wer er ist und woher er kommt, kann eine Vorstellung entwickeln, in welcher Gesellschaft er leben will. Und so beginne ich, angesteckt vom Brausen dieses Themas, zu schreiben, konfrontiert mit heftig aufbrechenden Erinnerungen an eine eigene, aus dem spießigen Mief der frühen Nachkriegsjahre sich formende Gestalt, „mein frühes Ich“.

Die Amerikaner

Unsere plötzliche Flucht aus Görlitz vor den immer näher rückenden russischen Truppen im Februar 45 endete nach tagelangen Irrfahrten mit der Reichsbahn in Idstein, nach einem vielleicht mehr zufälligen Zwischenstopp im heftig umkämpften Potsdam bei den schon sehr kranken Eltern meiner Mutter, nach sicher unerträglichen Strapazen auf völlig überfüllten und bombenzerstörten Bahnhöfen und immer wieder gemeldeten Fliegerangriffen der Alliierten, im Gepäck nur das, was eben noch tragbar war für jeden von uns. Ich hatte auf meinem vierjährigen Kinderrücken einen Schulranzen, an dem mein „Töpfchen“ baumelte wie sonst der Tafel-Schwamm. Ansonsten sind mir von diesen furchtbaren Fluchtereignissen nur die Geräusche im Gedächtnis geblieben, die monotonen und rhythmischen Geräusche der Schienenstöße bei den tagelangen Eisenbahnfahrten in völlig überfüllten Zügen gen Westen, den Amerikanern entgegen. Meine Mutter hatte diese Flucht angetreten, ohne zu wissen, wo mein Vater zu dieser Zeit war oder ob er überhaupt noch lebte. Es gab wohl eine frühe Verabredung zwischen meinen Eltern, sich dort zu treffen, wo wir schon vor meiner Geburt einmal gewohnt hatten. Aus verschiedenen Idsteiner Notaufnahmelagern, an die ich mich nur noch schemenhaft erinnern kann, wurden wir in das Wiegand’sche Haus, er ein ehemaliger Dozentenkollege meines Vaters, in das Güldenstück 3 einquartiert. Die zugewiesene Behausung war vom „Güldenen“ wohl sehr weit entfernt, wir wohnten im Oberstock dieses kleinen Einfamilienhauses immerhin zu Sechst, Monate später, als mein Vater aus der Gefangenschaft heimkehrte, zu siebt auf wenigen Quadratmetern. Etwa ab hier beginnt mein kontinuierliches Gedächtnis aller prägenden Ereignisse, die mein weiteres Leben bestimmen sollten.

Mit Bewusstsein bin ich US-Soldaten, die als Sieger über das Nazi-Deutschland auch in Idstein einmarschiert waren, zum ersten Mal am 20. Dezember 45 begegnet. Da zählte ich noch keine fünf Jahre und spielte arglos auf dem Feldweg seitlich des Hauses, als plötzlich ein Jeep vorfuhr, aus dem mehrere amerikanische Soldaten sprangen und ins Haus rannten. Ich konnte keinerlei Ahnung von der prekären Situation haben, die dieser plötzliche Besuch bedeutete und empfand das Auftreten der Army-Leute aus meiner kindlichen Perspektive eher als spannend. Dahinter stand aber eine dringende Hausdurchsuchung, wer auch immer die Militärpolizei hierher beordert hatte, weiß ich bis heute nicht. In unseren Räumen wurde auch meine Spielzeugkiste durchwühlt, in der die Soldaten einen rostig schartigen Dolch fanden, ein sogenanntes Seitengewehr, das durch gerade noch erkennbare Reste eines Hakenkreuzes seine Herkunft bekannte, ich hatte es in kindlicher Ahnungslosigkeit im benachbarten Acker ausgebuddelt, wo es sein Vorbesitzer wahrscheinlich eilig entsorgt hatte. Dieser lächerliche Fund aber bedeutete nach herrschendem Militärgesetz den strafbaren Besitz von Waffen und das allein war schon ein Verhaftungsgrund. Da mein Vater an diesem Tage in Frankfurt auf Arbeitssuche war, wurde meine Mutter von den Soldaten festgenommen und vorerst zum Verhör in die Wiegand’sche Wohnung nach unten verbracht. Ich sehe noch meine aufgeregten Schwestern auf dem hellhörigen Fußboden liegend ihr Ohr auf die Dielen drücken, um Worte des Verhörs aufzufangen. Die Verhandlung in der Wohnung unter uns dauerte wohl längere Zeit und es war längst dunkel, als meine Mutter und auch Frau Wiegand, unsere Wohnungsgeberin, von der Militärpolizei verhaftet, auf der offenen Ladefläche eines Armee-Lasters in ein Idsteiner Gefängnis gebracht wurden.

Meinen Schwestern wurde wohl der Grund der Verhaftung mitgeteilt und so nahm ich als noch nicht Fünfjähriger ängstlich und mit heftigsten Schuldgefühlen wahr, dass mir unsere Mutter weggenommen wurde, nur weil ich mit verrosteten und völlig unbrauchbaren „Waffenresten“ spielte. Dass das auch noch unmittelbar vor Weihnachten stattfand, habe ich als Kind kaum realisiert, zumal damalige Weihnachtsfeste kaum den Glanz hatten, den man in wenig späteren Jahren erwartete. Drei lange Tage verbrachte meine Mutter zusammen mit Prostituierten und Kriminellen in einer überfüllten Gefängniszelle und ihr drohte eine Gerichtsverhandlung mit den Folgen einer harten Bestrafung durch das US-Militärgericht.
Jahre später erfuhr ich von ihr, dass sie dabei Todesängste ausstand und auf Grund von Sprachproblemen nicht einmal den Grund ihrer Festnahme verstand. Nur durch die juristische Intervention eines mit meinen Eltern aus den Idsteiner Vorkriegsjahren befreundeten Pfarrers wurde meine Mutter überraschend am 23. Dezember wieder aus der Haft entlassen. Ich kann mich aus diesen schrecklichen Tagen noch an sehr aufgeregte Gespräche in unserer Familie erinnern, als über Kassiber-Nachrichten meiner Mutter diskutiert wurde, die sie auf geheimnisvolle Art aus dem Gefängnis schmuggeln ließ, die aber keinen anderen Inhalt hatten, als uns mitzuteilen, wo denn die bescheidenen Geschenke für Weihnachten versteckt waren.

Aber nicht mehr erinnern kann ich mich an ihre für uns alle unerwartete nächtliche und bejubelte Rückkehr am späten Abend vor Weihnachten. Diese, meine erste bewusste Begegnung mit amerikanischen Soldaten zusammen mit einer präjudizierenden Militärpolizei, hatte sich nachhaltig in meine frühe Kinderseele eingebrannt. Einerseits fühlte ich mich als kleiner Junge auf eine unerklärliche Art schuldig an diesem dramatischen Ereignis, andererseits waren die meist mit vier Soldaten besetzten Jeeps der Amerikaner für mich lange Zeit danach eine immer wiederkehrende Angstvorstellung, die sicherlich dazu führte, dass ich viele Kinderjahre unter Träumen litt, in denen ich um das Leben meiner Mutter bangen musste.

Traum(a)
Es gibt nicht mehr viele meiner Träume, die sich mit meinen Eltern beschäftigten und an die ich mich noch erinnern kann. Aber der wohl Älteste und Grausamste meiner nächtlichen „Filme“ ist mir unvergesslich geblieben. Da war ich gerade erst eingeschult worden und schlief noch in meinem Kinderbett im Schlafzimmer meiner Eltern, wurde gelegentlich durch ihr lautes Schnarchen geweckt oder durch die wahrlich rauschenden Geräusche, wenn Vater oder Mutter lautstark in einen Nachttopf urinierten und ich diesem Treiben halbwach durch die Gitterstäbe meines Bettes zusehen konnte. Aber dieser unvergessliche Traum kam mir wohl nach einem heftigen Sommergewitter, und in der deutlichsten Traumphase leuchtete der Horizont über einer wüstenähnlichen, hügeligen Landschaft glutrot bis zu mir und über uns war ein Himmel tiefschwarz. Meine Eltern und ich, wir waren dort ganz allein und rannten fort. Dabei erinnere ich mich mehr an meine Mutter, die mich an der Hand zog, wir flüchteten vor einer schrecklichen Hitzestrahlung, die uns verbrennen sollte, obwohl wir keinerlei Flamme sehen konnten, und es kam über mich wie eine wahre Apokalypse. Jedenfalls im Traum hatten wir keine Chance, diesem Ende zu entrinnen. Gott sei Dank bin ich vor unserem furchtbaren Feuertod aufgewacht.

Diese grausamen Bilder niemals vergessend, konnte ich den Traum später mit der geschilderten und bebilderten Wirklichkeit eines atomaren Infernos vergleichen und wunde-

re mich heute, woher ich als sechsjähriges Kind diese visuelle Kenntnis hatte, um sie in einem Traum derart real werden zu lassen.

In der Rückerinnerung fallen mir nur wenige Speisen ein, die ich als Kind nicht mochte, zumal wir alle oft unter Hunger litten. In der US-Schulspeisung, wohin ich mit meinem Armee-Kochgeschirr ging, gab es gelegentlich Nudeln mit Kakao-Soße, die wurden in diesen ovalen Napf so hinein geklatscht, dass es mir schon bei der Verteilung übel wurde.

Instinktiv fand ich diese Zusammenstellung als absolut inakzeptabel und ich reichte meine Zuteilung gerne an andere Kinder weiter. Zuhause mochte ich keinen Spinat, der mich als Kind immer an Durchfall erinnerte, dafür aß ich die Kartoffeln mit einem Messerabstrich von Senf, was dann auf eine wunderbare Art nach hart gekochten Eiern schmeckte.

Aber die großen grünen Blechkisten aus US-Beständen, die uns „viel zu oft“ von einer sozialen Verteilerstelle der Amerikaner für kinderreiche Familien in unsere Wohnung gebracht wurden, waren für mich als Sechsjähriger der reinste Horror von Essensvorstellung und ich wusste niemals, warum man sich dafür beim Herrgott bedanken sollte. Unter dem runden Deckel, der diese große Blechdose verschloss, verbarg sich das für mich widerlichste an Nahrungsmittel der damaligen Zeit und allein der Geruch hat mir für Jahrzehnte den Verzehr von gekochten Möhren versagt. Natürlich wurde ich als Erstklässler schon zu Hilfsarbeiten in der „Küche“ meiner Mutter herangezogen und musste öfter diese widerlichen Kanister, deren Herkunft in weißen Lettern auf die militärgrüne Außenfarbe gedruckt war, öffnen und den noch ekelhafteren Inhalt von Trockengemüse portionsweise in einem Topf Wasser einweichen. Vorherrschend zwischen den fast undefinierbaren harten Teilchen waren dabei geschnipselte Mohrrüben, die als solche aber nicht mehr erkennbar waren, deren Geruch von Moder und Vergang aber alles andere Gemüse so gewaltig übertönte, dass mir bei dieser Arbeit regelmäßig schlecht wurde.

Noch als Erwachsener warnte ich lange Jahre andere vor dem Verzehr von „rotem Gift“, wie ich gekochte Mohrrüben ausschließlich nannte und konnte die Essensverweigerung mit solcher Überzeugung, pseudo-wissenschaftlichen Argumenten und den Hinweisen auf „neueste amerikanische Ernährungs-Erkenntnisse“ vorbringen, dass tatsächlich viele meiner Tischgenossen in Kantinen und Mensen vom Aufessen der Möhren abließen. Heute weiß ich sehr wohl, dass in Butter gedünstete Mohrrüben eine Delikatesse sein können, aber ich weiß auch aus aktueller eigener Erfahrung, dass die Unkultur amerikanischen (Fast-Food) Essens doch keine Einbildung ist.

Im Herbst 48 vor unserem Umzug nach Hagen in eine für mich gänzlich neue Welt, wurde ich für viele Wochen in ein Kinderheim nach Kloster Altenburg an der Lahn verschickt. An diese wirklich abenteuerlichen und ereignisreichen Monate denke ich gern zurück. Es war eine seltene Phase absolut unbeschwerter Kinderzeit, in der ich niemals Heimweh hatte. Hier begegnete ich zum zweiten Mal amerikanischen Soldaten, die an einem vorweihnachtlichen Festabend den Nikolaus begleiteten und diesem als Knechte dienten. Es war wahrhaft ein anderer Nikolaus als der, der mir in Idstein statt erwarteter Geschenke nur eine Rute hinterließ, die warnend und wochenlang an dieser Rupfenwand hing, welche unsere Küche vom Wohnraum trennte.

Dieser Altenburger Nikolaus hatte einen riesigen Sack voller Geschenke mitgebracht und ich sehe noch die feierliche Lichterstimmung in dem großen Saal, als wir Kinder vor ihm auf dem Fußboden im Kreis saßen und diese Knechte, die auch für uns unschwer als Soldaten der US-Streitkräfte erkennbar waren, liebevoll und zärtlich uns über die Köpfe streichelten. Diese amerikanischen Soldaten-Knechte, sie durften dort in den Sack hineingreifen und ihre reichlichen Pakete an uns verteilen und wir Kinder waren überglücklich. Jeder von uns erhielt aus ihrer Hand zwei große dunkelgrün eingewachste Pappkartons, sicherlich Restbestände aus Versorgungs-Notzeiten der Army, vollgepackt mit Süßigkeiten von unterschiedlichen Schokoladen, Drops in verschiedenen Farben, Keksen, Brausepulvern, Milch- und Zuckertütchen und viele Sorten echten Kaugummis. Fasziniert war ich beim Öffnen zuerst vom amerikanischen Verpackungs-Design: doppeltes Silberpapier in Klarsichtfolie, bedruckt mit Bildern und Namen, die ich nicht lesen konnte und alles akkurat und ohne Lücken verstaut in dieser grünen Schachtel. Staunend ließ ich meine Kinderaugen darüber wandern und war dann stolzer Besitzer von wirklich so viel amerikanischem Zuckerzeug.

Zwei Kaugummis wurden mir in dieser Nikolausnacht gleich zum Verhängnis. Ich verlor sie während des Schlafs aus meinem Mund. Am nächsten Morgen klebten beide Klumpen in meinen Haaren und waren soweit darin verwirkt, dass man mir einen Teil meiner Kindertolle abschneiden musste. Danach habe ich mich wohl hundertmal im Spiegel angesehen und wollte wissen, ob das Haar denn nachgewachsen war. Das deutlich sichtbare Loch in meinem Haarschopf, das mich jeden Tag an das Kaugummi-Missgeschick erinnerte, fand ich schon damals sehr, sehr hässlich.

Den Konsum dieser üppigen Süßigkeiten hatte ich mir so gut eingeteilt, dass ich die zweite Schachtel ungeöffnet mit auf die Reise nach Hagen nehmen konnte, in diese neue, große, graue Trümmerstadt, wo wir alle zusammen Weihnachten feierten, neu und notdürftig wohnend zuerst in einem fremden Büro, weil unsere Wohnung in einem wiederaufgebauten Haus noch gar nicht bezugsfähig war. An einem dieser kalten Weihnachtstage waren wir auch eingeladen in den Keller der Ingenieurschule zu einem Dozentenkollegen meines Vaters, zu dieser kinderreichen Familie Raczat, unsere zukünftigen Nachbarn, die ebenso behelfsmäßig und nur vorübergehend dort untergebracht waren. Die Kinder von Raczats führten dort ein Krippenspiel auf, in dem der Engel Marianne war, die später in meine Klasse in die Hagener Parkschule kam. Ich empfand sie als siebenjähriger Bub spontan als einen sehr schönen Engel und schenkte ihr an diesem Abend voll Stolz einen großen Teil meiner Drops aus jener grünen Ami-Schachtel, die ich natürlich mitgebracht hatte und eroberte damit rasch und spürbar ihr fröhliches Mädchenherz.

Muriel Haslun kam zwei Jahre später in unsere Familie. Sie war eine junge amerikanische Journalistin aus New York, die unter dem Namen „Experiment in international Living“ eine amerikanische Studentengruppe durch Deutschland begleitete. Diese Studenten hatten ihr Basislager in verschiedenen Hagener Familien, Muriel wohnte durch die Vermittlung der Schule meiner jüngsten Schwester bei uns und bekam ein eigenes Zimmer in unserer immer noch unvollendeten Wohnung. Unsere vielköpfige Familie rückte wieder einmal auf engstem Raum zusammen. Muriel blieb acht Wochen unser Gast und ich fand als neunjähriger Junge diesen Besuch als eine besondere Attraktion, nicht nur, weil zu den mich umgebenden fünf Frauen noch eine Weitere, wie ich fand, auch sehr Hübsche, dazu gekommen war. Ich empfand Besuch aus Amerika auch als eine besondere Auszeichnung unserer Familie.

Eigentlich konnten wir in unserem sehr bescheidenen Nachkriegshaushalt, der zum Teil noch immer mit geliehenen Möbeln ausgestattet war, wenig Komfort bieten. Mir imponierte Muriels Herreise mit der „United States“, ein modernes Passagierschiff, das eben das Blaue Band gewonnen hatte. Sie schenkte mir auch eine Ansichtskarte dieses Schiffes, die ich lange Kinderzeit als einen stolzen Besitz bewahrte. Aber am meisten bewunderte ich ihre Kosmetik-Sammlung in unserem Bad. Da standen acht Wochen lang Parfüms, Lippenstifte und Nagellack und viele andere für mich hochinteressante Teile, die sonst in unserem Haus nicht vorkamen. So benutzte sie bunte Waschwatte, die im Wasser aufquoll zu wohlduftenden Waschlappen, das waren für mich erstrebenswerte Attribute amerikanischen Wohlstands und schon allein wegen dieser Requisiten hätte ich mich über einen viel länger dauernden Besuch von Muriel sehr gefreut.

Besonders neugierig aber war ich auf ihre Unterwäsche, die nur aus durchsichtigen Nylonhöschen und Nylon-BHs bestand, die sie täglich auswusch und die dann in unserem bescheidenen Badezimmer auf der Leine zum schnellen Trocknen hingen. Immer wieder ging ich heimlich dorthin, um mir diese schönen und fremdartigen Wäschestücke anzusehen und hatte beim Anfassen durchaus schon weitergehende Phantasien. Muriels Namensschildchen über dem Handtuchhaken verblieb noch Monate in unserem Badezimmer und ich hatte lange Zeit den Geruch ihres Parfüms und ihrer Seife in meiner Erinnerung.

Nach ihrer Rückkehr in die Staaten trafen bei uns große Pakete ein, die für mich unvergesslich bleiben. Sie waren voll mit neuwertiger Kleidung und der wesentliche Nutznießer war wohl ich, der ich endlich mit schicken Hemden, mit breitgerippten Cordhosen und einer typisch amerikanischen, rot-schwarz karierten Winterjacke ausgestattet wurde, auf die ich wahnsinnig stolz war und die ich trug wie eine Trophäe. In meine Volksschule, es war wohl die letzte Grundschulklasse, kam ein Fotograf, der uns mit einer großen Kamera fotografierte und mit hellen Lampen unsere Gesichter ausleuchtete. Wir sollten alle in unseren Sonntagskleidern erscheinen. Ich trug an diesem Tag ein amerikanisches Hemd, das ich besonders liebte und auf dessen lindgrüner Brusttasche in Weiß „Howdy-Doody“ aufgestickt war. Der Kragen war wie die Manschetten ebenfalls lindgrün mit weißen Rändern, der Hemdenstoff beige und wohl aus einer leicht glänzenden Kunstfaser. Heute möchte ich sagen, dass es ein ziemlich kitschiges Hemd war, das später bei einer meiner Raufereien auf der Straße zerrissen wurde. Aber dieses handkolorierte und eben fast amerikanische Foto, das wurde als Vergrößerung bis zum heutigen Tage aufbewahrt.

In den Paketen aus Amerika fanden sich zwischen den Textilien auch Spielsachen und eine Menge von amerikanischen Comic-Heften, an denen ich gerne schnüffelte, sie rochen für mich nach „Übersee“ und waren nun wirklich ganz allein für mich gedacht. Da bat ich meine sprachenkundigen Schwestern, mir die Sprechblasen zu übersetzten. Es war mein erster Kontakt mit einer neuen Kultur, die in unserem Haus ziemlich und lange Zeit verpönt blieb, ähnlich wie Coca-Cola und viele andere Ideen, die uns als neue Mode aus Amerika überschwemmten. Die meisten Ressentiments gegenüber dieser amerikanischen Kultur hatte mein Vater, dem es sehr schwerfiel, sich in den neuen westlichen Einflüssen von Literatur, Musik oder bildender Kunst zurechtzufinden.

Das Ehepaar Coopes kam 1951aus den Staaten und bewohnte für fast vier Monate als Untermieter zwei unserer fünf Zimmer. Sie wurden als deutsche Juden im Hitler-Reich enteignet und waren damals in die USA emigriert. Jetzt kamen sie zurück, um ihr Eigen-

tum, eine kleine Fabrik in Hohenlimburg, gerichtlich wieder zurückzufordern. Da wir gar keine Möbel besaßen, die auch nur annähernd zu einer Vermietung an ein amerikanisches Ehepaar gepasst hätten, wurden alle dafür nötigen Möbelstücke in der hilfsbereiten Nachbarschaft ausgeliehen. Wer die freundlichen Leihgeber waren, weiß ich nicht mehr. Mir ist auch die genaue Möblierung nicht erinnerlich, zumal mir der Zutritt zu den hinteren Zimmern sowieso verboten war. Ich sehe nur noch einen schweren, völlig abgewetzten, dunkelbraun ledernen Clubsessel, der als Requisit durchaus in einen Hemingway-Roman nach Havanna gepasst hätte. Vielleicht meine ich deshalb, dass Herr Coopes gelegentlich Zigarren rauchte und die Duftschwaden trotz des ellenlangen Flures in den von uns genutzten vorderen Teil der Wohnung vordrangen. Wie und wo wir als übrige große Familie in dieser Zeit in unserer Wohnung lebten und schliefen, ich kann mich nicht mehr erinnern. Auch hier hatte offensichtlich meine Mutter diese Organisationsprobleme gut im Griff und trat ganz sicherlich als Initiator dieser Vermietungsaktion auf, mit der ein wichtiges Zubrot für die große Familie verdient wurde.

Kraft eines Gerichtsurteils erhielten Coopes ihre Fabrik nicht zurück. Die ihnen zugestandene „Wiedergutmachung“ bestand nur aus einer geldwerten Entschädigungsleistung. Aber über die schrecklichen Ursachen zu diesem Prozess der jüdischen Eheleute wurde, für meine Wahrnehmung, nur sehr vorsichtig und zurückhaltend bei Tisch gesprochen. Meine älteren Geschwister wagten schon, mit meinen Eltern kritisch-vorwurfsvoll zu diskutieren, ich selbst hatte keinerlei Vorstellung von den Ereignissen der Juden-Pogrome, und irgendeine Scham hinderte meine Mutter und meinen Vater daran, mir als Kind den Holocaust zu erklären. Aus heutiger Sicht gaben sie sich wenig Mühe, den auch diesbezüglich mangelhaften schulischen Geschichtsunterricht aufklärend zu ergänzen. Ich spürte aber deutlich, dass in der politischen Auffassung meiner Geschwister zu der meiner Eltern Unterschiede bestanden, die sich am auffälligsten in der Argumentation gegen meinen Vater manifestierten.

Viel später begann mein Vater, als Baltendeutscher aus seiner Heimat Estland vertrieben, seine betont konservative Haltung und seinen Antikommunismus gegen eine familiäre linksliberale Einkreisung vehement zu verteidigen. Das führte fast immer zu unergiebigen, manchmal auch lautstarken Diskussionen, insbesondere zu der Zeit, als junge und andersdenkende Schwiegersöhne in unser Haus kamen. Mit dieser ganz allmählichen und familieneigenen „Kulturrevolution“ wurden durch genaues Zuhören auch bei mir sehr früh politische und gesellschaftspolitische Positionen angelegt, aus denen heraus ich dann später manche, meist heftige Auseinandersetzungen mit meinem Vater ausgefochten habe, die es ihm wahrscheinlich für lange Zeit unmöglich machten, Verständnis, Toleranz und notwendige Unterstützung für mich, für seinen Sohn aufzubringen.

Da meine Eltern niemals ein Auto besaßen, mein Vater auch nicht im Ansatz versucht hatte, einen Führerschein zu machen, empfand ich dies als einen persönlichen Verlust und Zeugnis wahrer Armut unserer Familie. Daraus resultierte viele Kinderjahre auch mein sehnlichster Wunsch, einmal in einem großen amerikanischen „Straßenkreuzer“ durch Hagen gefahren zu werden. Ich glaube, dass mein Vater diesen Wunsch seines Sohnes nie verstanden hat. Für ihn waren Autos reine zweckgebundene Fortbewegungsmittel, die man nur im Notfall frequentierte. Meine umfangreiche Sammlung von Autobildern, die ich in mehrere Alben geklebt hatte, hat ihn nie interessiert. Unter diesen vielen Sammelbildern waren natürlich auch Fotos von amerikanischen „Schlitten“, die grundsätzlich andere Dimensionen hatten als vergleichsweise neue deutsche Automobile. Da konnte man

auch in Hagen gelegentlich Chevy's oder Buick's mit ihren gewaltigen und stolzen chromblitzenden Heckflossen vorbei fahren sehen, obwohl wir eigentlich zum britischen Besatzungsgebiet gehörten. Es war die Vorstellung eines Kindertraums von mir, wenigstens einmal in eine solche amerikanische Karosse und am liebsten in ein solches Cabriolet einsteigen zu dürfen. Dann sollten das doch möglichst viele meiner Freunde sehen und endlich wollte ich einmal richtig angeben können. Meine Mutter hatte diesen meinen Wunsch wohl viel eher verinnerlicht, denn irgendwann gab es im Bekanntenkreis meiner Eltern die Nachricht für eine solche Gelegenheit, die meine Mutter organisiert hatte. Auf den verabredeten Tag der Abholung wartete ich allerdings viele Wochen und erfuhr dann voller Enttäuschung, dass der amerikanische Straßenkreuzer nur ein Volkswagen war … Meine Eltern hatten eben keine Ahnung von Autos.

Sammeleindrücke

Welche Bedeutungen im menschlichen Leben die Sammel-Leidenschaft hat, weiß ich nicht zu sagen. Es muss ein beschützender Urtrieb aus dem Zwang lebenserhaltender Bevorratung sein. So wird fast in jedem Märchen gesammelt, dort fast immer zum „Reichtum", und heute, heute kenne ich kaum einen, der nicht irgendwann irgendetwas zu sammeln angefangen hat.

Als Kind begann ich Märchenbilder aus den Tüten von „Kölln-Flocken" zu sammeln, dann kamen die begehrten Autobilder, die man kaufen und tauschen konnte und die ich in aufwendige Alben kleben durfte.

Kaum einer wird heute noch das Sammeln von Zigarettenschachteln verstehen, das in meiner Grundschulzeit ein beliebtes Kartenspiel ergab und das ähnlich dem heutigen „Mau-Mau" ein spannendes Gewinnspiel war, bei dem die stärkste Karte trumpfte. Die Marke „Finas Kyriazi" war eine flache Schachtel mit 12 ovalen Orientzigaretten und zeigte auf ihrem gelbfarbenen Deckel mehrere Goldmünzen und drei goldene Kronen und war, ausgeschnitten aus dem Karton, damit die stärkste Karte, gefolgt von Senussi, der Marke Nil, Gold Dollar, der blauen Schachtel der Zigarette Mercedes, Astor mit Krone nicht zu vergessen. Weniger wert waren Marken wie Juno, Eckstein und Overstolz, die von ihrem Packungsdesign meist bescheidener aussahen. Die Werteskala musste man im Kopf haben, sonst war der Verlust der eigenen Sammlung schon vorprogrammiert. Wir trugen Berge dieser Spielkarten aus Zigaretten-Schachteln mit uns herum, die immer mit einem Weckgummiband zusammen gehalten wurden. Gespielt wurde in den Pausen und wer den Stapel mit seiner „Finas" toppen konnte, gewann den Sammelvorrat des Gegners.

Als nächstes wurden von mir Briefmarken gesammelt, da war ich schon im Gymnasium. Ich sammelte ohne den berühmten Michel-Katalog, im Sinne der Philatelisten-Profis wahrscheinlich eher leidenschaftslos. Ins Sammelalbum hinter Cellophanleisten wurden die Marken mit einer Pinzette gesteckt, und nach Ländern und Jahrgängen sortiert. Mir waren die Mengen der gesammelten Marken viel wichtiger als deren augenblicklicher Sammlerwert. Aber da gab es auch ein paar Ausnahmen: eine unversehrte „Hindenburg mit Trauerrand", die irgendwann in mein Album kam, die entsprach schon einem echten „Besitz", auf den ich anfangs sehr stolz war. Dann kamen die vielen Hitlermarken dazu, gewissenhaft sortiert und auf ihre Unversehrtheit überprüft, vorsichtig im Wasser von Postkarten abgelöst und mit dem Bügeleisen geglättet, die Doppelten getauscht! Ich hörte mit dem Sammeln von Briefmarken auf, als mir bewusst wurde, dass ich aus dem „Deut-

schen Reich“ mit seiner braunen Vergangenheit nichts bewahren wollte. Es war die Zeit, als ich mit meinen Lehrern begann, darüber zu streiten.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa-verlag.com

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.

AAVAA VERLAG

www.aavaa-verlag.com